



Northern Cape

Aufgewühlt, umgegraben, durchkämmt. Eine auf den ersten Blick monochrom wirkende Landschaft in braunen Tönen, karg, trocken und heiß, man könnte denken, sie sei für menschliches Leben ungeeignet. Bei genauerer Betrachtung dann sind die Spuren nicht zu übersehen. Hier trieb und treibt der Mensch einen hartnäckigen Kampf mit der Natur. Der nördlichste Teil von Südafrikas Atlantikküste ist Sperrgebiet, fest in den Händen der Diamantengesellschaften, die mit ihren Maschinen diesem Küstenstrich antun, was die europäischen Siedler den Bewohnern des Landes angetan haben: Sie beuten ihn bis zum Letzten aus. Der Fluss Oranje, die natürliche Grenze zu Namibia, trug vor Jahrtausenden die wertvollen Steine an die Küste. 1926 wurde der erste Diamant am Strand von Port Nolloth gefunden, eine späte Entdeckung. 55 Jahre zuvor hatte, tief im Land, der Farmer Johannes Nicolaas de Beer auf seinem Land jenen Diamanten entdeckt, der Südafrikas Geschichte für immer verändern sollte. Ein Edelstein, der einen Boom auslöste, der massenhaft Claims absteckende Schürfer ins Land brachte, der in der weltweit führenden Minengesellschaft De Beers mündete, Schwarze in die Rolle von ungebildeten Arbeitern drängte und Kriege zwischen holländischstämmigen Buren und dem englischen Establishment hervorrief. Heute wird das Bett des Oranje aufgerissen, der Meeresboden mit riesigen Rüsseln leer gesaugt, von Weitem sieht man die Diamantenschiffe mit ihren Schläuchen, wie sie Sand, Edelsteine und Meeresgetier gleichermaßen verschlucken. Alles wird einmal, zweimal umgedreht und begutachtet, nichts entkommt, auch das Lebendige nicht. Kein Stein verlässt das Sperrgebiet unkontrolliert, die Arbeiter werden nach ihrer Schicht durchsucht und durchleuchtet, gewohnt wird in bewachten Wohnanlagen, komfortabler als einst, aber dennoch weg vom Rest der Welt; brütende Hitze am Tag, nachts die Kälte der Wüste, kaum Dämmerung, der Tag scheint nahtlos in die Nacht hinüberzufallen.

Schon vor dem ersten Diamantenfund war dieses unwirtliche Land kostbar, Kupfer war gefunden worden, Siedlungen waren gegründet worden, Springbok heißt der Ort im Hinterland, der heute vorwiegend von den Nama bewohnt wird, dem einst seminomadischen Volk, das aus den Vieh züchtenden Khoikhoi und den San hervorging. Zu erkennen sind die Nama an der Sprache, die vier Klicklaute beinhaltet. Ein Schnalzen in Abstufungen ist es, ein freundliches Geräusch, laut knackende Lebhaftigkeit. In Springbok übernachteten auch die Reisenden, die zwischen Namibia und Kapstadt hin und her fahren. Kaum einer bleibt lange, zu wenig spektakulär ist das Gebiet des Northern Cape, keine kapholländische Architektur, kein Weinanbaugebiet wie weiter

im Süden, von Golfplätzen zu schweigen. Es ist ein anstrengendes Leben, das die Menschen hier führen, auch den weißen Landbesitzern wird viel abgefordert. Die Farmen sind groß, Tore signalisieren die Einfahrt, selten sind sie zu sehen, die Häuser der Buren, Menschen deutscher und holländischer Abstammung, die hierhergezogen sind, um weit ab von Kapstadt und den englischen Kaufleuten ihre Weiden zu bewirtschaften. Trekburen hießen sie auch, eigenwillige Familien, die sich mit Ochsenwagen auf den Weg nach Norden gemacht haben, auf der Suche nach einem Auskommen, mit der Gewissheit, dass Gott ihnen dieses Land verheißen hat, mit dem calvinistischen Hochmut auf dem Rücken, der das Degradieren der Ureinwohner nicht nur akzeptierte, sondern geradezu verlangte. Seit 1707 nennen sie sich selbst Afrikaaner, ihre Sprache, das Afrikaans, ist eine Art ältliches Niederländisch, kehlig und dunkel. Was einst die Sprache der Mächtigen war, ist heute auch die Sprache der Abhängigen, die sich aus ihrer wirtschaftlichen Bedrängnis herauszulösen bemühen, ein Versuch, der oft auf Widerstand stößt, aber immer häufiger auch glückt.

Wüste, Steppe, Sand und spärliche Vegetation, dafür manchmal eine Hyäne, dann wieder Bergzebras, Antilopen, Klippspringer und natürlich Paviane, auf Felsen, Bäumen und Zäunen sitzend, die Umgebung überwachend. Frühmorgens halten sie ihre Bäuche der Sonne entgegen, der Sonne, die von Norden scheint. Irritationen lösen Silhouetten am Horizont aus, man könnte denken, es seien Menschen in kleinen Gruppen, die da im Wüstensand stehen, die aufrechte, schmale Pflanze heißt denn auch Halfmens, der halbe Mensch. Vereinzelte Köcherbäume vermitteln dieses spezielle Gefühl von Afrika, Skulpturen in der weiten Landschaft unter großem Himmel, ganz so, wie das Klischee es beschreibt. Ausgedörrtes Land, das Überraschungen im Detail birgt. Ein schwarzes, gepanzertes Getier, das auf sechs langen Beinen sich roboterhaft fortbewegt und dem Kannibalismus frönt, Heuschrecken und unzählige Vogelarten, die fremd, sehr fremd erscheinen.

Einmal im Jahr jedoch explodiert das braune Veld, das Land hinter dem Meer, es wird zur botanischen Sensation. Blumenmeere breiten sich aus, greifen in unterschiedlichsten Farben ineinander über, übertrumpfen sich im Überfluss. Wie lange dieser Aufbruch im Frühjahr, im August und September also, dauert, das ist nie gewiss. Ein warmer Bergwind kann die Pracht über Nacht schrumpfen lassen, dann ist das Veld wieder, was es war: eine zwischen allen Nuancen von Braun changierende archaische Landschaft.

